

Marina Zwetajewa

## Weißer Sonne

Weißer Sonne und niedrige, niedrige Wolken wie Zeichen,  
Die Gärten, der Friedhof – vom Weiß einer Mauer umgrenzt,  
Und auf dem Sand diese Reihen von Strohvogelscheuchen  
Unterm Querholz so groß wie ein Mensch.

Ich häng am Zaun, lehn mich über die Pfähle,  
Sehe: die Wege, die Bäume, Soldaten – verschanzt.  
An der Pforte ein Weiblein, steht ganz in der Nähe,  
Kaut schwarzes Brot, grob bestreutes mit Salz.

Womit erzürnten sie dich, diese gräulichen Katen,  
Herr! Sag, wozu all den Menschen die Kugeln verpasst?  
Brüllend der Zug, und dann brüllen Soldaten,  
Hüllt sich in Staub das Geleise, das fernhin jetzt rast.

Sterben, nein! Besser, erst gar nicht geboren  
Als dieses ärmliche, klägliche Sträflingsgeschrei  
Von schwarzäugigen Schönen. Ach, all diese Horden  
Singender Soldaten! O Herr, o mein Gott, steh uns bei!

Aus dem Russischen übertragen von Ralph Dutli

Ralph Dutli

## Es darf keinen Krieg geben zwischen den Menschen

Es war wie eine Verschwörung: Zwei der besten russischen Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts, die sich der patriotischen Kriegstreiberei in Versen, wie sie durchaus üblich und gefordert war, verweigerten. Als die Moskauer Dichterin Marina Zwetajewa am 7. Januar 1916 in Petrograd im Kreis von Freunden Gedichte vorträgt, erregt sie Aufsehen mit Äußerungen gegen den Krieg. Eines, datiert vom 3. Oktober 1915, stach durch seine unumstößliche Gewissheit hervor: „Ich weiß eine Wahrheit! Alle ändern Wahrheiten – Schluss! / Der Mensch soll auf Erden nicht mit dem Menschen sich schlagen! ... Und wir? haben auf Erden einander den Schlaf nur geraubt / Und werden bald alle schlafen unter der Erde.“ Laut der Dichterin gibt es nur eine einzige und letzte Wahrheit, die über allen Argumenten stehen soll: Es darf keinen Krieg geben zwischen den Menschen!

Der Gipfel der Provokation: Sie trug an jenem Abend mit ihrem Bekenntnisgedicht „An Deutschland“ auch eine Hymne auf die Kultur des Kriegsgegners vor. Selbst der Verteufelung des Feindes verweigerte sie sich. Es brauchte Zwetajewas Kühnheit, um mitten im Weltkrieg auszurufen: „Deutschland – mein Wahn! / Deutschland – meine Liebe!“ Mit deutschen Gedichten und Märchen – von Goethe, Novalis, Hölderlin, Heine, de la Motte-Fouqué bis Wilhelm Hauff – war sie aufgewachsen, sprach vorzüglich Deutsch und ließ sich diese beharrliche Liebe von niemandem ausreden. Sie sollte eine Konstante ihres Lebens bleiben – bis zum Jahr 1939, bis zum Einmarsch

der Wehrmacht in Prag. In ihrem Zyklus „Gedichte für Tschechien“ kündigt sie voller bitterer Enttäuschung die alte Liebe zu Deutschland auf, solidarisiert sich mit dem überfallenen Land, das ebenfalls Herzland (so ein Ausdruck Paul Celans) für sie bedeutete. In Prag hatte sie 1922 bis 1925 einen wichtigen Teil ihres Exils – nach Berlin und vor Paris – verbracht und treue Freunde gefunden.

Einen der Zuhörer an jenem Petrograder „Abend nicht von dieser Welt“, wie sie ihn später bezeichnen sollte, beeindruckte sie besonders mit dem Temperament ihrer Poesie und mit ihrer Haltung gegen den Krieg: Ossip Mandelstam. Über dem Antikriegsthema kamen die beiden ins Gespräch. Wenige Tage danach schließt Mandelstam seine „Friedens-Ode“ ab, das Gedicht „Tierschau“, das an den gemeinsamen Ursprung der Kriegsgegner Deutschland und Russland erinnert, ein vereintes Europa beschwört und die Notwendigkeit des Friedens. Schon zu Kriegsbeginn 1914, als die deutsche Artillerie die gotische Kathedrale von Reims beschoss, in der die französischen Könige gekrönt wurden, ließ Mandelstam in einem Gedicht die Glocken des Kölner Doms den Verlust betrauern: „Was habt in Reims ihr meinem Bruder angetan!“

Die Zerstörung von Weltkulturgütern ist ein trostloses Faktum jedes Krieges. In „Weißer Sonne“, einem weiteren Antikriegsgedicht von Marina Zwetajewa, das am 3. Juli 1916 entstand, geht es jedoch um den Verlust von jungen Menschenleben. Die Dichterin beobachtet einen Haufen Soldaten während einer Schieß-

übung, bei der vorerst nur „Strohvogelscheuchen“ durchschossen werden, aber der Zug wird die jungen Männer bald an die Front bringen. Die brüllenden Soldaten singen von „schwarzäugigen Schönen“. Das Gedicht ist eine Auflehnung gegen die „Erotisierung des Krieges“, wie sie auch der deutsche Dichter Hugo Ball eindrucksvoll vorführte („Ich liebte nicht die Totenkopfhülsen / Und nicht die Mörser mit den Mädchennamen“), die Beschönigung des Krieges, der nichts als Leid und Opfer hinterlassen kann.

Es gibt in dem Gedicht keine menschlichen Laute, der Zug „brüllt“, und die Soldaten „brüllen“. Es beklagt die monströse Verrohung der Menschen. Sogar die kosmischen und meteorologischen Phänomene zeugen verhalten vom Krieg: Nicht das wärmende, erhellende Zentralgestirn steht am Himmel, sondern eine „weiße Sonne“, die ihre fahle Farbe mit den Leichen teilt. Die „niedrigen, niedrigen Wolken“ bedrücken die Seele der Beobachterin, die Natur spiegelt ihre menschliche Empfindung. Zweimal wird Gott angerufen, doch es sind verzweifelte, ratlose Apostrophen. Am Schluss ist der Anruf nur noch eine blanke Formel des Entsetzens: „O Herr, o mein Gott!“

Die Ordnung der Lebensalter ist gestört. Ein Friedhof, der Endpunkt, taucht auf, und eine alte Frau, die stumm ihr salzbestreutes Schwarzbrot kaut, wird all die jungen Männer noch überleben. Oder ist sie selbst eine Verkörperung des Todes, der die Menschenleben zerkaut und verzehrt? „Brot und Salz“ – der russische Willkommensgruß wirkt wie eine Bedrohung im Hintergrund: Hier beginnt

das Reich des Todes. Aber was ist mit der Geburt, dem Anfangspunkt? Dessen Notwendigkeit wird verneint: „Besser, erst gar nicht geboren“ als dieses „Sträflingsgeschrei“, mit dem sie in den Tod fahren.

Marina Zwetajewa wird am 31. August 1941 in Jelabuga, wohin sie beim Einmarsch der deutschen Truppen evakuiert wurde, die Selbsttötung durch Erhängen wählen, zermüht von vielfachem Scheitern, der Qual eines unerträglichen Alltags, der gesellschaftlichen Ächtung nach ihrer Rückkehr aus dem Pariser Exil ins stalinistische Russland. Viele Gewissheiten waren für sie zerbrochen. Doch eine, den Krieg betreffend, hatte sie sich das ganze Leben hindurch bewahrt: „Ich weiß eine Wahrheit!“

Marina Zwetajewa: „Lob der Aphrodite. Gedichte von Liebe und Leidenschaft“. Aus dem Russischen übertragen und mit einem Essay von Ralph Dutli. Wallstein Verlag, Göttingen 2021. 232 S., geb., 24,- €.

Von Ralph Dutli ist zuletzt erschienen: „Das Gold der Träume. Kulturgeschichte eines göttlichen und verteufelten Metalls“. Wallstein Verlag, Göttingen 2020. 238 S., geb., 16,90 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter [www.faz.net/anthologie](http://www.faz.net/anthologie).